Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 48

Artikel: Waldwinter

Autor: Volmar, Margrit

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648741

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Groß ist die Zahl der Anekdoten, die überall noch heute zirkulieren. Eine kleine Auswahl sei zum Schluß angeführt:

Einmal besuchte Mark Twain eine öffentliche Versammlung, an der es sehr laut und lärmend zuging. Unter den Anwesenden machte sich ebenfalls eine Dame in auffälliger Weise bemerkbar. Diese Dame hatte unmittelbar vor Mark Twain Platz genommen. Während einer Tumultszene stand sie sogar auf einen Stuhl und nahm so dem Schriftsteller jede Aussicht weg. Mark Twain ersuchte die Dame in freundlicher Weise, sich setzen zu wollen. Es nützte nichts. Plötzlich verging ihm die Geduld. Er dachte einen kurzen Moment nach, dann sagte er zu der Dame: „Meine Gnädige, wenn Sie sähen, wie arg Ihre Strümpfe verlöchert sind, würden Sie gewiß nicht so lange auf Ihrem Stuhl stehen bleiben." Das wirkte wie eine Bombe. Ganz verblüfft stieg die Dame vom Stuhl herunter und — — — verließ schleunigst den Saal.

*

Ein ihm bekannter Schauspieler, neidisch auf den beginnenden Ruhm des humorvollen Dichters, bat diesen einmal um fünf gute Witze. Er wollte sie in einer Lustspielrolle anbringen und Mark Twain dafür fünf Dollar geben. „Kann leider nicht dienen", war die Antwort. „Die Kollegialität ginge zur Not, aber nicht die Spitzbuben-Intimität. Denn sehen Sie: wenn man bei mir armem Schlucker fünf Dollar fände, so hielte man mich zweifelsohne für einen Dieb. Aber auch bei Ihnen, alter Junge, würde, falls Sie einigermaßen anständige Witze zum besten gäben, gleich jedermann denken, Sie hätten sie gestohlen."

*

Mark Twain stand in Briefwechsel auch mit dem englischen Schriftsteller Ballentine. Als der lang genug auf eine Antwort von seinem amerikanischen Kollegen gewartet hatte, verlor er die Geduld und schickte ihm zur Mahnung mit der Post einen Briefbogen und eine Briefmarke zu. Aber Mark Twain schrieb eine Postkarte: „Papier und Marke erhalten. Bitte, schicken Sie ein Kuvert!"

*

Wie viele große Männer, die immer zu denken haben, war auch Mark Twain zuzeiten etwas sehr zerstreut. In Hartford, ganz in seiner Nähe, wohnte seine Kollegin Frau Harriet Beecher-Stowe, die berühmte Verfasserin der Geschichte „Onkel Toms Hütte". Sie war eine fast vornehme Dame; aber Mark Twain hatte, als er ihr eines Tages wieder einen Besuch machte, ganz zerstreut völlig vergessen, Kragen und Krawatte anzulegen. Mit Schrecken bemerkte bei seiner Heimkehr die Gattin, was für einen gesellschaftlichen Verstoß er begangen habe. Doch der Dichter blieb, darauf aufmerksam gemacht, sehr ruhig und meinte, er wolle es schon wieder gutmachen. Was tat er? Er packte Kragen und Krawatte in eine Schachtel und schickte beides hinüber zu Frau Beecher-Stowe.

*

Berühmt sind seine scherzhaften Tischreden gewesen. Einmal hat er bei so einer einen „Toast auf das Weib" ausgebracht. Darin kam folgende Stelle vor: „Die Tochter der modernen Zivilisation ist das kostbarste und auserlesenste Wunder, das uns je vorgekommen ist. Um sie zu erzeugen, müssen alle Länder, alle Zonen, alle Künste ihren Beitrag liefern. Ihr Weißzeug ist aus Belfast, ihr Kleid aus Paris, ihr Fächer aus Japan, ihr Buketthalter aus China, ihre Uhr aus Genf, ihr Haar aus — ja, wo ihr Haar her ist, habe ich nie ausfindig machen können. Ich meine natürlich nicht ihr gewöhnliches Haar, mit dem sie zu Bett geht, sondern ihr Sonntagshaar, das Ding, das sie zusammendreht und dann immer rund um den Kopf wickelt wie einen Bienenkorb, unter dem sie zuletzt das Ende verschwinden läßt..." H. H.

Advent.

Nun treten wir wieder in die Adventszeit. Diese verlangt von uns Christen, daß wir uns vorbereiten auf die frohe Botschaft, die uns verkündigt, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, um unsere Schuld auf sich zu nehmen und uns mit Gott, dem Vater, zu versöhnen.

Aber ist es nicht so, daß wir heute gar keine Botschaft mehr hören wollen. Wie manche ist in den letzten Jahren an unser Ohr gedrungen, ohne daß sich in dieser Welt auch nur das Geringste geändert hätte. Jede neue Botschaft war von einer neuen Enttäuschung begleitet. Haben wir dabei beobachtet, daß es sich immer um menschliche Botschaften gehandelt hat? Es waren im Grunde nichts anderes als Programme politischer und wirtschaftlicher Propheten, und da haben wir in der Tat recht, wenn wir diesen Weisheiten mit Zurückhaltung begegnen.

Nun will aber eine ganz andere Botschaft zu uns kommen, die nicht in einem Menschen ihren Ursprung hat. In dieser Botschaft redet Gott, der Herr und Schöpfer aller Dinge, selber zu uns. Aber er gibt uns in dieser Botschaft keine politischen und wirtschaftlichen Rezepte, nach denen wir unsere noterfüllte Welt einrichten könnten. Sie sagt uns etwas ganz anderes, sie sagt uns, daß wir für ein Reich bestimmt seien, das nicht von dieser Welt ist. Und sie sagt uns, daß wir in dieser Welt Angst haben. Ja, das wissen wir wohl, daß wir in einer geängstigten Welt leben, aber nun bringt uns Christus die Botschaft, daß er die Welt überwunden habe, und daß auch wir Menschen unser Bürgerrecht droben im Himmel haben. Jetzt kommt eine Botschaft zu uns, die uns versichert, daß wir trotz unserer Schuld, mit der wir in der Welt verhaftet sind, freigesprochen und Bürger des Reiches Gottes werden können. Ist das nicht Licht im Dunkel, ist das nicht ein Licht, dem die dunkle Welt überhaupt nichts anzuhaben vermag? Auf diese Botschaft, auf dieses Licht sollen wir uns in den kommenden Wochen vorbereiten, daß wir bereit sind, es zu empfangen und es auch zu fassen.

Viele werden aber auch dieser Botschaft gegenüber taub bleiben, und manche werden bekümmerten Herzens erklären, daß sie den Glauben an diese Botschaft einfach nicht aufbringen könnten. Ja, es ist etwas Merkwürdiges um den Glauben, man kann sich diesen nicht erarbeiten, und er ist auch durch kein Studium zu gewinnen. Er kann einem nur geschenkt werden. Ein Geschenk können wir erbitten. Ja, das ist das einzige, was wir tun können, daß wir um diesen Glauben bitten, daß wir Gott um ein gläubiges Herz bitten, damit wir fähig werden, die frohe Botschaft, die zu uns kommen will, auch wirklich zu empfangen. Es geht ja doch um das Größte, was einem Menschen im Leben je begegnen kann, wenn er ja zu sagen vermag zur weihnächtlichen Botschaft. F.

Waldwinter.

Noch läßt der Schnee auf sich warten. Aber die Pilze sind erfroren, und die Sträucher stehen kahl da, nachdem sie ihre gold- und rotleuchtenden Blätter vom Wind ins Gras streuen ließen. Zwar ist da und dort noch ein Blättchen am Zweig geblieben, aber grad dieser welke, müde Ueberrest des ganzen Sommerfreuens läßt die Kahlheit noch mehr empfinden. Es ist aber nicht immer ein schmerzliches Sehen, diese entblätterten Bäume und Sträucher. Fast immer offenbaren sich auch jetzt neue Schönheiten: diese Astlinie da, die vorher vom Laub verdeckt war, oder die ganze Feinheit der Birkenzweige. Die Lärchen, diese goldenen Herbstlichter im dunklen Tannengrün, sind auch erloschen und die Tannen stehen wie wartend da.

Und immer hat es noch nicht geschneit.

Eines Tages irrt der graue Nebel wieder durch den Wald, als suche er nach Blumen. Und trotzdem er keine findet, bleibt er oft doch tagelang da stehen, als könne er sich nicht entschließen, fort zu gehen. Bis dann der Frost kommt und Wunder schafft. Oh, so ein Wald im Rauhreif über den die Sonne ihr erstes Frühlicht wirft! Schon nur ein Baum, ein Zweig, ach es braucht nur ein Halm zu sein, so erlebt man schon Wunder. Wie das silbert und leuchtet — jeder kleinste Zweig ist schneeweiß und der ganze Baum sieht aus wie ein Märchen. Jetzt erwachen überhaupt die Märchen —

Und nun, nach Tagen langen Wartens schneit es endlich. Am Abend fing es an, in aller Heimlichkeit. Die ganze Nacht durch schneite es dicht, ganz dicht und in lauter kleinen Sternchen. Der Morgen erwacht, es wird Mittag und wieder Abend, und wie der nächste Morgen anbricht, da liegt der Schnee hoch und pulverig. Die Sonne ist nicht da, der Himmel sieht grau aus. Der Garten, die Straße sind neu und anders, wie verzaubert, aber der Wald — o der Wald! Darf man überhaupt hinein? Ja doch, hinein darf man wohl, aber man muß still sein können und das Wundersame mit offenem Herzen aufnehmen. Still, ganz still sein! Der Wald selber ist's ja auch so ganz.

Auf den Aesten liegt hoch der himmelsfrische Schnee, und die Zweige hängen tief unter der Last. Aber es sieht gar nicht mühsam aus, es ist, als beugten sie sich gerne hinab. Manchmal flockt ein Häufchen Schnee hinunter, dann rieselt's ganz leise und verträumt, und da und dort schnellt ein kleines, leergewordenes Aestchen in die alte Lage zurück. Noch kein Fuß hat die schmalen Wege betreten, rein und unberührt sind sie und warten, ob jemand komme, der sich von ihnen ganz tief in den Wunderwald hineinführen lassen wolle. Dort zwischen den Tannen sind Spuren eines Rehs und den Pfad da kreuzen solche eines Hasen, immer zwei Läufe nebeneinander, hopp! hopp! Auf einmal patscht eine kleine Schneelast durch die Aeste, und zu gleicher Zeit hört man ein schweres Flügelschlagen und das heisere Rufen einer Krähe. Oder ist's eine verzauberte Prinzessin —? Verwundern würde es mich nicht, der Forst scheint ja der Märchen voll. Weit, weit hinten lockt das süße Rufen einer Meise.

Und nun bleiben die Bäume zurück, und vor mir liegt eine ganz kleine Waldlichtung. Und im selben Augenblick, da ich sie betrete, blaut es zwischen dem Grau auf und die Sonne bricht hervor und segnet mit ihrem Strahlen den Wald und seine kleine Lichtung. Diese Ruhe! Kein Laut stört den Waldfrieden — ganz, ganz erfüllt er die Seele.

Und unwillkürlich falten sich die Hände: Herr, du segnest deinen Wald allezeit! Margrit Volmar.

Welt-Wochenschau.

Die Sanktionen genügen nicht.

Obschon Laval die Bemühungen um einen Kompromiß in der abessinischen Frage nicht eingestellt hat, scheinen die Verhandlungen zwischen Italien und den beiden Westmächten in weiter Ferne zu liegen. Die Protestnote Mussolinis gegen die Sanktionen des Völkerbundes hat verschiedenen Antworten gerufen, die beweisen, wie wenig sich an den allseitigen Standpunkten geändert hat. England lehnte mit aller Schärfe ab. Rußland erklärte, daß es als Staat am Ausgang des Konfliktes uninteressiert sei, daß es aber eine rasche Beendigung des Ringens für wünschenswert halte. Frankreich entschuldigte sich gewissermaßen; es habe nicht anders handeln können; die Völkerbundsgrundsätze würden einen schweren Schaden erlitten haben, wenn Frankreich die solidarische Aktion sabotiert hätte.

Italien hat begriffen, daß vorderhand alle vorgekehrten Maßnahmen wirkungslos bleiben müssen; die Löcher im Blockierungsring sind groß; es läßt sich von allen Seiten das Notwendige hereinkriegen. Zudem bringen die Nachteile, die der Handel in den Sanktionsländern erleidet, große Kreise ins Wanken. Vielleicht wird das Loch dadurch bald größer, als es ohnehin schon ist. Italien kümmert sich wenig darum. Es boykottiert einfach die völkerbundstreuen Staaten, nicht offiziell, aber durch eine großzügige Propaganda für die italienischen Waren. Niemand hätte sich träumen lassen, daß der „Autarkiegedanke" im Apenninenlande eine derartige Macht gewinnen werde. Abgesehen von gewissen Produkten, kann eben fast jeder Staat in weit größerm Umfange wirtschaftlich auf sich selbst bestehen, wenn er die Binnenwirtschaft nur richtig organisiert!

Noch einen Vorteil errechnet der Fascismus für sich, und Mussolini wird ihn auch persönlich zu schätzen wissen: Kommt das Abenteuer im Lande des Negus schief heraus, dann fällt die Schuld nicht auf das Regime, nicht auf die Armee, nicht auf den Duce, sondern auf das verhaßte Ausland. Das ist die schwärzeste Kehrseite der Medaille.

Großbritannien hat erkannt, daß die bisherigen Sanktionen bei weitem nicht den Effekt auslösen, den man sich versprochen. Also müssen weitere ergriffen werden. Vor allem handelt es sich um Petroleum. Wenn die Tanks in Ogaden und die Lastautos im Tigre kein Benzin mehr bekommen, dann ist der Feldzug zu Ende. Darum verhandelt Großbritannien mit den Petrolmächten. Diejenigen, die im Völkerbund stehen, sind sowieso mit England einverstanden. Rußland hat gleich zugesagt. Aber die U. S. A. stehen Genf fern, und zudem hat dort die Regierung kein verfassungsmäßiges Recht, eine Ausfuhrsperre zu verhängen oder den Handel mit irgend einem Lande einfach zu verbieten. U. S. A. und sein Unternehmertum halten an der Wirtschaftsfreiheit fest, wie die N. R. A.-Prozesse bewiesen haben, und nur auf Umwegen wird sich die oder jene Maßnahme schmuggeln lassen. Die Regierung hat bekanntlich die Unternehmer „eingeladen", keine der kriegführenden Parteien zu beliefern. Trotzdem vernimmt man, daß die Ausfuhr nach Italien seit einem Monat um die Hälfte zugenommen habe. Und selbstverständlich liefern die Amerikaner nicht Spielwaren. Was könnte der Präsident der U. S. A. vorkehren, um die Petrolströme nach Italien einzudämmen? Antwort: Nichts. Er kann wiederum die Exporteure nur „einladen". Er könnte auch die Gewerkschaften einladen, keine Speditionen mehr zu erlauben. Aber das ist ein zweischneidiges Ding. Zudem sind auch die Gewerkschaften geschäftlich orientiert und werden so wenig wie die Unternehmer bereit sein, angesichts fortdauernder Arbeitslosigkeit brotbringende Geschäfte lahmzulegen.

Großbritannien verhandelt trotzdem weiter, und Italien hat den Eifer Londons mit Unruhe registriert. Zeitungen behaupten, die Unterbindung der Petrolzufuhr würde den Krieg bedeuten. Wer Krieg führen sollte, sagen sie nicht, auch nicht gegen wen. Aber man müßte an einen verzweifelten Angriff der Italiener irgendwo an verwundbaren britischen Grenzen denken.

Ein solch verwundbarer Punkt ist Aegypten. Die Parlamentspartei, der „Wafd", ist italienfreundlich, oder kann es werden, wenn die Dinge sich zuspitzen und den ägyptischen Nationalisten die Fata Morgana einer erfolgreichen Revolution vorspiegeln. Bereits hat man Unruhen der Unzufriedenen in Kairo und an verschiedenen andern Stellen des Landes erlebt. Die Polizei ist den Studentenaufläufen Meister geworden. Ebenso erledigte sich ein Generalstreik sehr rasch. Aber die von Italien gekauften Blätter arbeiten mit aller Energie, bezichtigen genau in italienischer Tonart den Völkerbund der